

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

4. (3. ausserordentl.) Versammlung des XVIII. Vereinsjahres.

4. (3. ausserordentl.) Versammlung des XVIII. Vereinsjahres.

Alt- und Neu-Spandau.

Bericht über die Wanderfahrt nach Spandau am 9. Mai 1909.

Von Dr. Gustav Albrecht.

Die „Brandenburgia“ hielt ihre 4. (3. außerordentl.) Versammlung am Sonntag, dem 9. Mai 1909, im Ortsteil Nonnendamm und in Spandau ab.

Vom Bahnhof Fürstenbrunn begaben sich die zahlreich erschienenen Mitglieder unter Leitung des Ingenieurs Dr. Thomaelen von der Firma Siemens & Halske über die neue Fußgängerbrücke in das umfangreiche Gebiet der Elektrizitäts-Werke am Nonnendamm und unternahmen einen Rundgang durch die großartigen Fabrikanlagen der Siemens-Schukert-Werke und die neuen Straßenzüge des zu Spandau gehörigen Stadtteils Nonnendamm, der vom Märk. Bauverein mit ansprechenden Wohnhäusern bebaut ist.

Nach den Ausführungen des Stadtbaurats Paul gehörte das Gelände am Nonnendamm, die sogenannten Nonnenwiesen, im Mittelalter dem Benediktiner-Nonnenkloster in Spandau und wurde später teils zum Kreise Osthavelland, teils zum Kreise Nieder-Barnim gelegt. Ein südöstlicher Abschnitt der Nonnenwiesen ging in den Besitz der Stadt Charlottenburg, der westliche in den der Stadt Spandau über. Im Jahre 1895 trat die Firma Siemens & Halske mit dem Charlottenburger Magistrat in Verhandlungen wegen Bebauung des am Nonnendamm zu Charlottenburg gehörigen Geländes. Die Firma ließ den Magistrat wissen, daß man ausgedehnte Fabriketablissemments dort zu errichten wünsche. Als der Magistrat die geforderten Erleichterungen für die Anbaufähigkeit jenes Gebietes nicht gewährte, begab sich die Firma, die auf eigene Kosten die erforderliche Kanalisation nicht herstellen mochte, auf das zu Spandau gehörige Nachbargebiet und errichtete dort drei Fabriken, nachdem der Magistrat von Spandau den Wünschen der Firma in jeder Weise entgegengekommen war. Spandau hatte dadurch eine hervorragende Steuerzahlerin erhalten, die jährlich dort an 200,000 M. zu entrichten hat. Im Jahre 1905 hat die Firma einen Vertrag über die Anlage einer 5 km langen Straßenbahn vom Nonnendamm nach Spandau abgeschlossen, die am 1. Oktober 1908 eröffnet worden ist. Zweiggleise führen von der Straßenbahn nach den an der Spree belegenen Industriestätten

Paulstern und Sternfelde, wo sich die Stearinfabriken von Motard & Co. befinden, sowie nach der militärfiskalischen Arbeiterkolonie Haselhorst und der in diesem Ort betriebenen Armeekonservenfabrik. Diese Straßenbahn dient nicht allein der Personenbeförderung, sondern auch dem Güterverkehr der genannten industriellen Anlagen, welche durch die Straßenbahngleise und die damit in Verbindung stehende Militäreisenbahn Anschluß an die Staatsbahn haben. Die Straßenbahn ist von der Aktiengesellschaft Siemens & Halske gebaut worden und geht vertragsmäßig am 1. Oktober 1909 in den Besitz der Stadt Spandau über. Ferner hat die Firma Siemens & Halske eine sehr breit angelegte Straße vom Nonnendamm aus durch forstfiskalisches Gelände nach Spandau herstellen lassen. Durch diese Anlagen hat sich der Stadtteil Nonnendamm, der jetzt völlig nach Spandau eingemeindet ist, sehr gehoben. Die Einwohnerzahl belief sich am 1. April 1909 auf 1299 Seelen, und zwar 438 Männer, 432 Frauen und 429 Kinder, von letzteren besuchten 222 die neuerbaute Gemeindeschule am Nordrande des Ortes; die Zahl der vorhandenen Wohnungen betrug um die angegebene Zeit 468, von denen 352 vermietet waren, die der Läden 51, von denen 27 leer standen. In den Fabriken von Siemens & Halske waren am 1. April 1909 gegen 10 650 Beamte und Arbeiter beschäftigt, doch wird diese Zahl sich erheblich vermehren, da bereits weitere Fabrikanlagen im Bau begriffen sind. Von den Angestellten der Firma wohnt-jedoch nur ein geringer Teil im Stadtteile Nonnendamm, die Arbeiter wohnen in den östlichen Vororten, hauptsächlich in Rixdorf, und bleiben über Mittag in der Fabrik, wo die Firma eine Kantine und einen Speiseraum eingerichtet hat, in dem warme Speisen zu billigen Preisen verabfolgt werden.

Für die gottesdienstlichen Zwecke der evangelischen Bewohner des Stadtteils Nonnendamm hatte die Firma Siemens & Halske bis zum September 1908 einen Betsaal im Hause Märkischer Steig 8 unterhalten, dann aber eine Kapelle am westlichen Ende des Ortes am Walde errichten lassen. Die „Kapelle am Nonnendamm“, wie die amtliche Bezeichnung lautet, stand früher am Pferdemarkt in Westend bei Charlottenburg und gehörte der Epiphanius-Gemeinde, von der sie die genannte Aktiengesellschaft gekauft hat. Die Kapelle, ein einfacher Fachwerkbau mit einem kleinen Glockenturm, wurde von dem Reg.-Baumeister Janisch neu aufgebaut und ist am 6. September 1908 feierlich eingeweiht worden. Das kleine Gotteshaus, das gegen 300 Sitzplätze enthält, ist im Innern ansprechend ausgestattet worden. Der Altar ist eine Stiftung des Zimmermeisters Scharf-Berlin, die Orgel ein Geschenk der Stadt Spandau, der Taufstein ein Originalentwurf des Architekten Schmolke, die Glocke lieferte Collier in Zehlendorf. An die Kapelle ist hinter dem Altarraum ein Konfirmandensaal mit 60 Sitzplätzen neu angebaut und mit dem Mobiliar des früheren Betsaals ausgestattet worden.

Hinter der Kapelle nach Osten zu erhebt sich das neuerbaute Schulhaus, das am 1. Oktober 1908 seiner Bestimmung übergeben wurde. Das Gebäude, das allen hygienischen Anforderungen genügt, enthält zunächst eine beschränkte Anzahl von Klassen, soll aber später, dem Bedürfnis entsprechend, vergrößert werden. Der Fußboden der Klassen und Korridore ist mit einer Linoleumart auf Betonschicht, Doloment genannt, belegt, dieser Belag soll schalldämpfend wirken.

Nach der Besichtigung der Kapelle und der Schule gelangten die Teilnehmer der Wanderfahrt mit der erwähnten Straßenbahn an den südlich nach der Spree zu gelegenen Gutsbezirken Sternfelde und Paulstern, die nebst der dort befindlichen Stearinfabrik von Motard & Co. seit dem 1. April 1909 nach Spandau eingemeindet sind, vorüber durch Haselhorst*) nach dem Mittelpunkte der Stadt Spandau.

Die nun unter Führung u. M. Robert Mielke beginnende Wanderung durch Alt-Spandau nahm ihren Anfang in der Breiten Straße, wo im Restaurant Pohrt ein altes, mit Kreuzgewölben überdecktes Zimmer als Überrest eines mittelalterlichen Bürgerhauses und in den benachbarten Häusern alte winklige Höfe und Lehm- und Fachwerkbauten besichtigt wurden. In nördlicher Richtung gelangte man über die Flutrinne zum Stadtteil Behnitz und zum Kolk, wo sich die älteste Anlage von Spandau, das Slawendorf Benz auf einem Hügel neben dem Kolk, dem Abfluß des die Anhöhe umschließenden Spektebaches, erhoben hat, und wanderte an der Zitadelle mit dem Juliusturm, dem Bergfried der alten Askanierburg des 13. Jahrhunderts, vorüber zum Mühlengraben, wo bis vor kurzem eine große Schneidemühle**) gestanden

*) Haselhorst, früher eine königl. Domäne, ist seit 1. April 1909 dem Stadtkreis Spandau einverleibt. Es befinden sich dort eine Armee-Konservenfabrik und eine militärfiskalische Arbeiterkolonie mit Familienhäusern und Schulhaus, ferner ein Überrest des früheren Gutsparks. Das ehemalige Rittergut, das in den 80er Jahren dem Grafen Blücher gehörte, ist 1895 in den Besitz des Berliner Großschlächters Elsner übergegangen.

**) Die Schneide- und Mahlmühle, welche zuletzt der Familie Körner gehörte, ist bereits im 13. Jahrhundert angelegt worden und hatte seit Jahrhunderten das Recht, an der Havel von der Schleuse bis zur Dammbrücke Floßholz zu lagern. Als Gegenleistung für die Floßholzlagerung war der Besitzer der Mühle verpflichtet, in Kriegszeiten auf Erfordern der Heeresverwaltung den gesamten Betrieb zur Herstellung von Brotmehl zur Verfügung zu stellen. Da die oft bis zur halben Breite des Flusses reichende Holzlagerung seit Jahren für den Schiffsverkehr sehr hinderlich war und diesen nach dem Bau der neuen Schleuse und nach der Eröffnung des Großschiffahrtsweges Berlin-Stettin noch mehr beeinträchtigen würde, so kaufte die Stadt Spandau die Mühle und das über 1900 qm umfassende Körnersche Mühlengrundstück im Oktober 1908 im Wege der Substation für 230 000 M. an und trat das erwähnte Vorrecht der Holzablagerung für 100 000 M. an die Regierung ab. Außerdem erhielt die Stadt den Mühlengraben übereignet, der zugeschüttet und bebaut werden soll. Etwaige Ansprüche der Anlieger des Grabens hat die Stadtverwaltung zu befriedigen.

hat, die wegen des Neubaus der Schleuse abgebrochen worden ist. Durch die Potsdamerstraße wanderten die Besucher weiter an der altehrwürdigen Nikolaikirche vorbei zur Zelle, einem düsteren schmalen Durchgange von der Potsdamer- nach der Jüdenstraße. Die Zelle, ein Überrest des mittelalterlichen Spandau, bildete vor der Reformation den Eingang zur Herberge der grauen Mönche oder Franziskaner aus Berlin, die darin auf ihren Bettel- und Beichtfahrten ihr Absteigequartier hatten. Die Franziskanerzelle in Spandau war ein Freyhaus, aller öffentlichen Lasten und Abgaben ledig. Die Mitglieder des Ordens bewohnten die Herberge, da sie eignen Besitz nicht haben durften, nur gastweise; nichtsdestoweniger hatte der Rat der Stadt öfters große Mühe, die Hausschlüssel, welche die Mönche mit nach Berlin genommen hatten, zurückzuerhalten. Die Zelle ist jetzt gesperrt und wird bei Errichtung von Neubauten verschwinden.

Durch die Mönchstraße kamen die Teilnehmer in die Fischerstraße, wo gleichfalls eine Anzahl alter Wohnhäuser mit dunklen, schmalen Treppen, engen Höfen und winkligen Gärtchen besichtigt wurden, dann gelangte man durch den südlichen Teil der Breitenstraße am alten Offizierskasino vorüber in die Mauerstraße, wo den uralten und baufälligen Häusern nach dem Mühlgraben zu ein Besuch abgestattet wurde. Auch diese Überreste*) des alten Spandau, von denen einige mit überragenden Vorbauten versehen sind, werden bald vom Erdboden verschwinden, da hier verschiedene neue Straßenzüge nach dem durch die Niederlegung der Wälle neuerschlossenen Baugelände durchgelegt und an Stelle der verwitterten Häuschen hohe Wohnhäuser errichtet werden sollen.

In der Potsdamer Straße wurde darauf die Stelle besichtigt, wo bis 1898 die Schloßkaserne, das frühere Zuchthaus, gestanden hat. Das Gebäude wurde in den Jahren 1578 bis 1581 von dem Festungsbaumeister Grafen Rochus zu Lynar für seine Familie erbaut und hieß ursprünglich das „gräfliche Schloß“. König Gustav Adolf von Schweden weilte dort bei seinem Aufenthalt in Spandau und wurde dort auch als Leiche aufgebahrt. Der große Kurfürst kaufte das Haus

*) Die Spandauer „Unvernunft“. Bis 1764, so schreibt u. M. Rektor Monke, hieß der Teil der heutigen Mauerstraße zwischen der Breitenstraße und dem Potsdamer Tore die „Unvernunft“. Hier befand sich früher an der Mauer (daher der Name Mauerstraße) die Scharfrichterei, die 1751 auf den Galgenberg außerhalb der Stadt verlegt wurde. In Nauen liegt die Scharfrichterei, jetzt am sog. alten Wege nach Lietzow, nördlich der Hamburger Chaussee. Sie heißt die „Unvernunft“ und ein in ihrer Nähe an der Chaussee gelegenes Einzelgehöft die „neue Unvernunft“, auch wohl die „grüne Unvernunft“. Angeblich entstand der Name dadurch, daß man den Erbauer des Gehöftes für unvernünftig hielt, weil er es in so weiter Entfernung von der Stadt angelegt hatte; in Wirklichkeit galt die Bezeichnung zuerst der Scharfrichterei.

1686 an und richtete es zu einem Manufaktur- und Spinnhause ein. Unter dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. wurde es durch den Ankauf des daneben liegenden Brauhauses erweitert und diente nun als Zuchthaus. Im Jahre 1813 wurden die Gefangenen der bevorstehenden Belagerung wegen nach Brandenburg geschafft, und das Gebäude wurde zunächst von den Franzosen zu einem Lazarett eingerichtet. Nach der Belagerung bis zum Jahre 1815 wurde es von den preußischen Behörden zu militärischen Zwecken benutzt. Als mit dem Wachstum Berlins die Zahl der Sträflinge sich mehrte, wurden die Gebäude zu verschiedenen Zeiten nach der Jüden- und Moritzstraße hin erweitert. Mehrmals revoltierten die Zuchthäusler, so 1820 und 1830; bei der ersten Revolte wurde ein Oberinspektor ermordet, bei der zweiten wurden von den Wachmannschaften 11 Gefangene getötet bzw. verwundet. Im Jahre 1850 saß der Dichter Gottfried Kinkel hier in einer Zelle im Flügel nach der Jüdenstraße zu, er wurde in der Nacht vom 6. zum 7. November mit Hilfe von Karl Schurz befreit, worauf er über Rostock nach England entfloh. Die Auflösung des Zuchthauses erfolgte 1872, darauf wurde das Gebäude zu einer Kaserne eingerichtet, die unter den Namen „Schloßkaserne“ bis zum Jahre 1898 bestand. Das an vier Straßenfronten belegene Gebäude wurde 1897 für 375 000 Mk. an den Kaufmann Simmel verkauft, der den alten Bau niederreißen ließ*) und den Bauplatz aufteilte. Jetzt erheben sich mehrere Wohngebäude an der historischen Stätte.

Von hier begaben sich die Teilnehmer des Ausfluges an dem neuen Postgebäude und der alten Mühle am Potsdamer Tor auf das vor diesem sich ausbreitende freie Gelände, wo sich noch bis vor einigen Jahren Befestigungswerke erhoben und Festungsgräben hinzogen. Jetzt ist hier durch Abtragung der Wälle und Bastionen und durch Zuschüttung der Gräben ein großer freier Platz geschaffen worden, auf dem das neue Rathaus der Stadt Spandau erbaut werden soll. Das Gelände nach Norden hin wird bis zum Kaiser Wilhelm-Denkmal zu einer Promenade umgestaltet werden.

Hinter dem Postgebäude steht am Graben noch ein Stück der alten Stadtmauer, welche die Altstadt im Mittelalter umzog, und von diesem Überrest führt die Jüdenstraße zu einer Kaserne, deren alter

*) Vor dem Abbruch wurde eine photographische Aufnahme von dem früheren Zuchthause gemacht und eine Ansichtskarte hergestellt, die außer der Strafanstalt eine Abbildung der Zelle Kinkels, des Dachfensters, aus dem er an einer Strickleiter das Zuchthaus verließ, und des Platzes enthält, von wo aus Karl Schurz sich mit ihm nächtlicherweile verständigt hatte; es ist dies eine Nische des gegenüber belegenen Hauses des Seilermeisters Hermann in der Potsdamerstraße. Auf der Karte befinden sich auch die Bildnisse von Kinkel und Schurz, die gleich nach der Flucht bei ihrer Ankunft in London aufgenommen worden sind.

Backsteinbau erkennen läßt, daß er früher kirchlichen Zwecken gedient hat. Es ist die ehemalige Moritzkirche, die um 1450 erbaut und hundert Jahre später bereits als Kornmagazin benutzt wurde. Seit 1626 wurde die Kirche wieder zu gottesdienstlichen Zwecken gebraucht, dann wurde sie 1806 von den Franzosen in ein Schlachthaus umgewandelt und schließlich 1837 vom Militärfiskus angekauft und zur Kaserne umgebaut. — In der Jüdenstraße, sowie in der benachbarten Ritter- und Mauerstraße wurden verschiedene alte Häuser besichtigt, deren Höfe von Fachwerk- und Galeriebauten umgeben sind, und zum Schluß in den anderen Zugang der Zelle (s. oben) ein Blick geworfen.

Erinnert auch noch vieles in Alt-Spandau an vergangene Zeiten, so werden diese Überreste aus dem Mittelalter und aus dem 16. bis 18. Jahrhundert bald verschwinden, und das neue Postgebäude am Potsdamer Tor, verschiedene moderne Bauten in der Potsdamer-, Breiten- und Charlottenstraße, das Kaiser Wilhelm-Denkmal, die Garnisonkirche und die Entwicklung des Stadtteiles nach dem Fehrbelliner Tor zu lassen bereits erkennen, welche Umwandlung das alte winklige Spandau in kurzer Zeit erfahren wird.

Von dem Kaiser Wilhelm-Denkmal*), das seit April 1909 neben der Garnisonkirche steht, führen die Mitglieder der „Brandenburgia“ mit der Straßenbahn an dem Bronzestandbild des Fürsten Bismarck (1901 von G. Meyer) vorüber zum Fehrbelliner Tor, wo gleichfalls die Befestigungen geschleift sind und eine breite Prachtstraße angelegt wird, und weiter am Klinke-Denkmal**) vorbei durch die Anlagen

*) Das Reiterstandbild ist eine Schöpfung von E. Dorrenbach. Der Plan zur Errichtung des Denkmals wurde 1897 anlässlich der Hundertjahrfeier gefaßt und die 52 500 Mk. betragenden Kosten wurden durch freiwillige Beiträge der Bürgerschaft (die Stadt gab 15 000 Mk.) aufgebracht.

**) Das Klinke-Denkmal, ein Werk des Prof. Wilhelm Wandschneider, ist von ehemaligen Kameraden des 3. brandenbg. Pionier-Bataillons von Rauch in der Nähe der Pionier-Kaserne errichtet und am 31. Mai 1908 feierlich enthüllt worden. Es ist dem Andenken des Pioniers Klinke, der am 18. April 1864 bei der Erstürmung der Döppler Schanzen fiel, und zugleich der Erinnerung an alle Pioniere, die im dänischen Feldzuge gefallen sind, gewidmet. Das Denkmal zeigt die Bronzestatue Klinkes, wie er, schwer verwundet, über einer zerrissenen Palisadenwand zusammenbricht.

Die Heldentat Klinkes ist übrigens durch die Legende stark übertrieben worden. Den zeitgenössischen Berichten zufolge kann von einer Aufopferung gleich Winkelried keine Rede sein. Hiernach hat der Pionier Klinke durch Anzünden und Hineinwerfen des Pulversacks seine Pflicht als Soldat getan und außer Brandwunden im Gesicht keine tödliche Verletzung davon getragen. Erst nachher beim Herausklettern aus dem Graben traf ihn eine dänische Kugel durch Arm und Brust, die seinem Leben ein Ende machte. Klinke hat also den Heldentod erlitten wie jeder andere brave Soldat. „Aber“, sagt Theodor Fontane in seiner Geschichte des Schleswig-Holsteinschen Krieges von 1864, „welche Lesart auch immer die richtige sein mag, das Volk wird sich seinen „Klinke“ ebensowenig nehmen lassen wie seinen „Froben“.

des Stadtwaldes zum Restaurant Stadtpark, wo das Mittagmahl eingenommen wurde.

Am Nachmittage wurde ein Spaziergang durch die schöne Stadforst nach den Neubauten des Johannesstifts, das von Plötzensee bei Berlin hierher verlegt wird, unternommen und an dem 300 Morgen großen Gelände des Stiftes, an der neuen Bahnlinie von Spandau nach Bötzwow und am Karpfenteich entlang die Wanderung nach Hakenfelde fortgesetzt.

Hakenfelde hat seinen Namen von dem Spandauer Bürger Haake, der das Landgut in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts durch seine Vermählung mit der Tochter des Bürgermeisters Cantius erwarb. Nach seinem Tode lebte die Witwe Haake*) auf dem Landsitze und legte dort eine ausgedehnte Meierei und eine Orangerie nebst Treibhaus an. Von den Haakeschen Erben erwarb um 1858 die spanische Tänzerin Pepita de Oliva, eine Tochter des Generais Don Pedro de Ortega, den Landsitz und erbaute sich hier ein kleines Landhaus, um das sie einen lauschigen Park mit Laubengängen, Statuen und Springbrunnen anlegen ließ. Pepita, die um 1830 geboren wurde, hatte ihren Gatten Juan Antonio de Oliva verlassen und durchzog als gefeierte Tänzerin die Welt. In den 50er Jahren trat sie in Berlin auf und besuchte von dort aus oft ihren Landsitz. In dieser Zeit herrschte in Hakenfelde ein lustiges Leben, da Pepita, die viele Verehrer hatte, hier rauschende Feste gab, die ihres Glanzes wegen auch in Berliner Kreisen berühmt waren. Unter den Verehrern Pepitas spielte ein englischer Lord, Lionel Sackville-West, eine besondere Rolle, und die südländische Schönheit hoffte wohl, daß der Engländer, von dem sie mehrere Kinder hatte, sie heimführen würde. Als aber der Lord nach England abdampfte und nichts mehr von sich hören ließ, härmte sich Pepita sehr und entsagte seit 1863 ihrer Kunst. Sie ist im Jahre 1871 ganz vereinsamt gestorben. Seit Ostern 1861 hat sie nicht mehr auf ihrem Landsitze gewohnt. Hakenfelde, das seit jenen Tagen die Bezeichnung „Pepitas Ruh“ führt, ist jetzt ein Restaurant und ein beliebter Ausflugsort der Spandauer geworden. In dem Gebäude, das aus der Zeit der Pepita herrührt, hängt über einer Tür ein Ölbild der Tänzerin, das sie, auf einem Diwan liegend und ein Hündchen auf dem Schoße, darstellt; dies Bild ist die Kopie eines Originals, das sich im Besitze eines Berliner Industriellen befinden soll. Außerdem hängt in einem Nebenzimmer ein Lichtbild Pepitas, das sie in ähnlicher Stellung vorführt. Beide

*) Das Grabmal der Witwe Haake († 1775) befand sich in der jetzt abgebrochenen Johanniskirche in Spandau und ist nun nach der Nikolaikirche gebracht worden, wo es neben dem Eingang steht. In der Turmhalle von St. Nikolai sind die irdischen Überreste der Frau beigesetzt.

Bilder lassen nicht erkennen, daß die Tänzerin eine besondere Schönheit gewesen ist. Von dem schönen Park ist wenig erhalten; eine Anzahl alter Bäume wurde 1902 bei Anlage einer neuen Straße gefällt, zum Teil mußten die Baumriesen, um sie transportfähig zu machen, gesprengt werden.

Von Hakenfelde kehrten die Teilnehmer der Wanderfahrt mit der Straßenbahn durch die Streitstraße und die Neuendorfer Straße am Schützenhause vorüber nach der Stadt zurück und konnten hierbei beobachten, welche Umwandlungen die Niederlegung der Festungswerke auch in diesem Teil von Spandau hervorgerufen hat.

Den Abschluß der Wanderfahrt bildete ein Besuch der alten Nikolaikirche, in der die Mitglieder durch weihevollen Klänge der schönen Orgel empfangen wurden. Vor dem Altar hielt dann Oberpfarrer Recke einen inhaltsreichen Vortrag, in dem er wechselnde Bilder aus der Geschichte der Kirche und des alten Spandau vorführte.

Die St. Nikolaikirche in Spandau soll der Überlieferung zufolge im Jahre 1210 erbaut worden sein, und diese Angabe, die nicht urkundlich belegt ist, stützt sich auf die Behauptung, daß noch im Anfange des 18. Jahrhunderts über einer Kirchtür ein Stein mit der Zahl „1210“ vorhanden gewesen sei. Erwähnt wird die Kirche zuerst in einer noch vorhandenen Urkunde vom 29. Juli 1240, in der die Markgrafen Johann I. und Otto III. der Stadt gewisse Rechte gegenüber dem Spandauer Jungfrauen-Kloster übertrugen.

Das jetzige Gotteshaus ist eine dreischiffige gotische Hallenkirche mit Chorumgang und stammt aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts, worauf auch das Baumaterial hinweist, da ein Teil der verwendeten Backsteine in der Form mit denen der Stadtmauer, die im 14. Jahrhundert erbaut wurde, übereinstimmt. Der imposante Turm ist erst später hinzugefügt worden; ihn erbaute 1467/68 der Meister Paul Rothstock aus Magdeburg. Im Jahre 1537 wurde der Turm durch Blitzschlag entzündet und 1540 durch Kaspar Theyß wiederhergestellt. In einer alten Chronik von 1600 findet sich die Nachricht, daß der Nikolaiturm in Spandau früher alle übrigen Kirchtürme der Mark an Höhe übertroffen habe, durch zwei Blitzschläge aber von seiner Höhe eingebüßt habe. Am 25. Juni 1740 brannte dann der Turm abermals gänzlich aus. Mit einem Kostenaufwande von 11 950 Taler, 14 Groschen, 2 Pfg. wurde er wieder aufgebaut. Am 3. September 1744 setzte man unter Musikbegleitung den Knopf, die Fahne und den Stern auf. Die gleichzeitig neu eingerichtete Uhr begann am 1. Juli 1744 den Spandauern die Zeiten anzugeben; die jetzt vorhandene stammt aus dem Anfang der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts. In den Jahren 1839 – 1840 wurde wieder eine Renovation des Gotteshauses vorgenommen, die Stadt gab damals 12500 Taler, die Kirche 3500 und König Friedrich Wilhelm III. 10 000 Taler. Ein zeitgenössischer Chronist

meldet über die Renovation: „Leider hat die architektonische Schönheit der Kirche nicht gewonnen; die leitenden Baumeister scheinen keine Baukünstler gewesen zu sein, denn sie haben die zwar einfache, aber nicht unschöne Kirche geradezu verhunzt.“ Die letzte Renovation der Nikolaikirche fand in den Jahren 1902—1903 nach den Angaben des Provinzialkonservator, Baurat Büttner, unter der Leitung des Reg.-Inspektors Otto Stiehl statt und kostete ungefähr 101000 Mk. Bei dieser durchgreifenden Wiederherstellung der Kirche wurde das Innere im Geschmacke des Mittelalters in den alten Farbentönen ausgemalt und die Fenster mit farbigen Glasmalereien*), von denen die unteren das Abzeichen des Stifters zeigen, geschmückt. Außerdem wurde der schöne Kruzifixus mit Maria und Johannes aus dem Jahre 1540, der früher dem Märkischen Museum überwiesen worden war, wieder an den alten Platz unter dem Triumphbogen eingefügt und die kunstreiche Kanzel**) aus der niedergerissenen Johanniskirche***) im Predigtrame aufgestellt. Die Einweihungsfeier des erneuerten Gotteshauses fand am 13. Dezember 1903 statt.

*) Die Glasmalereien sind von der Firma Gebr. Lindemann in Frankfurt a. M. hergestellt.

**) Die weiße, mit vergoldeten Akanthusblättern verzierte und in Form eines korinthischen Kapitäl gestaltete Kanzel wurde 1714 von Friedrich Wilhelm I. der reformierten Johanniskirche geschenkt und stammt aus der damaligen Garnisonkirche in Potsdam, einer Kapelle im Stadtschlosse. Die Kanzel blieb zunächst, da sie sehr beschädigt war, auf dem Kirchboden liegen und wurde erst 1751 notdürftig ausgebessert aufgestellt. Als die im Jahre 1669 erbaute Johanniskirche von der St. Nikolai-gemeinde 1897 eingezogen und 1903 an das Provinzial-Schulkollegium, das den Bau-platz zur Vergrößerung des Gymnasiums gebrauchte, für 120 000 Mk. verkauft wurde, brachte man die Kanzel und andere Altertümer, sowie die Grabsteine und die irdischen Überreste verschiedener Personen nach der Nikolaikirche. Stiehl sorgte für eine gute Wiederherstellung der Kanzel und stellte sie in der renovierten Kirche auf. Vergl. hierzu die Abhandlung von Prof. Laske im Hohenzollernjahrbuch 1908.

***) Außer der Johanniskirche sind, wie Oberpfarrer Recke erwähnte, noch sieben andere Kirchen und Kapellen Spandaus im Laufe der Jahre abgebrochen worden, so die erste katholische Kirche, die Friedrich Wilhelm I. 1724 außerhalb der Stadt bei der Gewehrfabrik erbauen ließ, wo er 200 katholische Gewehrarbeiter aus Lüttich angesiedelt hatte, die Schloßkirche auf der Zitadelle, die aus dem Mittelalter stammte, die Kapelle im Wohnhause des Grafen von Lynar, die beim Umbau des Gebäudes zum Zuchthause entfernt wurde, die Kirche des Benediktiner Nonnenklosters vor dem Potsdamer Tore, die nach der Reformation gegen Ende des 16. Jahrhunderts dem Abbruch verfiel, die Kapelle des 1208 gegründeten Hospitals zum Heiligen Geist, die 1289 zum ersten Male erwähnt und 1639 aus strategischen Gründen abgebrochen wurde, die St. Jürgenkapelle, die zum Georgenhospital gehörte und 1542 niedergerissen wurde, und die St. Gertrudkapelle auf dem Stresow, die 1462 zuerst genannt wird und 1640 abgetragen wurde. Außerdem wurde die St. Moritzkirche (s. ob.) 1837 in eine Kaserne umgewandelt.

Die Nikolaikirche ist reich an alten Kunstschatzen.*) Das hervorragendste Stück ist der schöne Altaraufbau vor dem Chor, der ein Geschenk des Grafen Rochus von Lynar ist und laut Inschrift am 17. Juli 1582 vollendet wurde. Er ragt, in Stein und Stuck ausgeführt, gegen 8 m über den Altartisch empor. Das Mittelbild zeigt in freskenartiger Darstellung die Feier des heiligen Abendmahls in einer Gesamtgröße von 131:116 cm. Sehr geschmackvoll ist die Umrahmung des Bildes, besonders ausgezeichnet durch seine Blattornamente. Darüber befindet sich ein Bild des jüngsten Gerichts, 1,35 m lang und 0,85 m hoch: Christus, umgeben von den Aposteln und von Engeln mit Posaunen, als Weltrichter in den Wolken thronend, die Siegesfahne in der Hand, zu seiner Rechten die Seligen, zur Linken die Verdammten. Als Krönung über den beiden Mittelbildern ist die Bundeslade der Juden als alttestamentliches und in einem Oval Christus am Kreuz als neutestamentliches Symbol dargestellt, außerdem stehen die Gestalten der Fides (Glaube) und der Caritas (Liebe) über den mittleren Pilastern. Das Ganze wird von den Wappen des Stifters und seiner Gemahlin flankiert. Zu beiden Seiten dieses Mittelbaues zeigt der herrliche Altar die Gestalten der Stifter: hier des Grafen und seiner beiden Söhne Casimir und Augustus, im Alter von 15 und 13 Jahren, dort der Gräfin Anna, geb. von Montot, der ersten Gemahlin des Grafen Rochus, mit ihren drei Töchtern Anna, Elisabeth und Anna-Sabina: alle Figuren porträtähnlich und in kniender Stellung. Die Sprüche über dem Mittelbild sind Luc. 22, Vers 30, unter dem Bild des Grafen: Daniel 9, Vers 18, unter dem Bilde der Gräfin: Offenb. Joh. 22, Vers 20. Der Name des Künstlers ist unbekannt; der oben neben der Weltkugel stehende Name Friedrich Dahleke, ist der eines Malergehilfen, der den Altar 1889 gereinigt und erneuert hat.**)

Der frühere Hochaltar, vor dem Kurfürst Joachim II. am 1. November 1539 zur evangelischen Lehre übertrat, ist verschwunden, ebenso das alte Sakramentshäuschen mit dem Reliquiarium, das bald nach der Reformation an einen Händler Miessner verkauft wurde. In der katholischen Zeit war die Nikolaikirche überaus reich an Altären; bei Einführung der Reformation zählte man nicht weniger als elf, die den verschiedensten Heiligen geweiht waren. Der wichtigste war der Jungfrau Maria geweiht und bezog die vom Spandauer Rat gestifteten Einkünfte von zwei Gütern auf dem Stresow und vor dem Heidetore.

Sehr alt ist das bronzene Taufbecken, das als Kessel mit Heiligenfiguren auf vier Statuen ruht, es stammt laut Inschrift aus dem

*) Vgl. hierzu Bergau, Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler (1885) und die dort angeführte Literatur.

**) Vgl. Recke, Eine kunstgeschichtliche Kuriosität im „Spand. Anzeiger“ No. 121 vom 25. Juli 1906.

Jahre 1398. Alt sind auch zwei Altarleuchter aus Messing, die 1582 von dem Grafen und der Gräfin von Lynar gestiftet worden sind. Jüngeren Datums ist das Kruzifix auf dem Altar, das eine Schenkung König Friedrich Wilhelms III. ist. Unter den schönen alten Abendmahlsgeräten, die St. Nikolai besitzt, befindet sich auch ein wertvoller Abendmalskelch, der jetzt nur noch für Krankenkommunionen Verwendung findet. Der Kelch, der hohen Kunstwert besitzt, stammt aus dem Jahre 1599, und zwar aus nordischen Ländern, wie aus den Inschriften hervorgeht. Die Vermutung liegt nahe, daß er im Besitze eines der Geistlichen gewesen ist, die mit dem Heere des Königs Gustav Adolf von Schweden im Dreißigjährigen Kriege in Deutschland landeten. Das Gerät ist 144 mm hoch, und der Weinbehälter hat eine Weite von 79 mm; der obere Teil hat die Form einer Halbkugel, während der Fuß unten einen Durchmesser von 85 mm hat und die Form einer sechsteiligen Rosette zeigt. Über der Jahreszahl 1599, die am Fuße eingraviert ist, befinden sich zwei schwedische Wappen, darunter besagt eine Inschrift über die fromme Stifterin folgendes: Jomfrow Karen Krabbe Salig, Her Erickes Daater. Der obere Kelchrand trägt, gleichfalls in nordischer Sprache, eine Inschrift über die Bestimmung der Abendmahlsfeier: „Jesu Christi Legemé oc Blod Renser oc Thoer os af Alle Vore Sonder.“*) Zu dem Kelche, der aus Silber gefertigt ist und früher innen reiche Vergoldung aufwies, gehört eine kleine Patene von 98 mm Durchmesser, die zwar keine Jahreszahl trägt, sicherlich aber ein gleich hohes Alter wie der Kelch haben dürfte. Was die schmucklose Patene, die ebenso wie der Abendmahlskelch aus Silber ist, so interessant macht, ist der schwedische Königsadler, der am Rande eingeprägt ist, und das Stück entweder als das Werk eines Hof-Goldarbeiters kennzeichnet oder als aus dem Besitze eines hohen Adligen stammend. Sonst ist auf der Patene keine weitere Inschrift angebracht als, von einem Kranze umgeben, die drei ersten Buchstaben des Namens Jesu in griechischer Schrift. Das dritte hiermit zusammengehörige Gerät ist ein kleiner, 60 mm weite, 25 mm hoher Oblatenbehälter aus Silber, der als einziges Abzeichen seiner Herkunft wiederum den seine Flügel ausbreitenden, gekrönten Königsadler in sitzender Stellung erkennen läßt. Dieses Abendmahlsbesteck ist wohl das eigenartigste und interessanteste von allen, die sonst noch aus älterer Zeit im Besitze der St. Nikolaikirche sind.

Die erste Orgel der Kirche stammte aus dem Jahre 1515, die zweite aus dem Jahre 1734 und die dritte ist 1880 von dem Orgelbauer Ladegast aus Weißenfels verfertigt. Sie besitzt 46 Register und 3 Manuale und wird durch elektrischen Betrieb in Tätigkeit gesetzt.

*) Jesu Christi Leib und Blut reinigt und befreit uns von allen früheren Sünden.

In der Kirche befinden sich ferner eine Anzahl Grabsteine aus dem 17. und 18. Jahrhundert und in den Grabgewölben unter dem Hochaltar verschiedene Särge, darunter der des Ministers Adam von Schwarzenberg, von dem die Sage berichtet, daß er auf Befehl des Großen Kurfürsten enthauptet worden sei.*)

Zur Erinnerung an die Einführung der Reformation in die Mark Brandenburg am 1. November 1539 erhebt sich vor dem Eingange der Nikolaikirche das Standbild des Kurfürsten Joachim II. (1889 von Encke). Bei der Erwähnung dieser Tatsache ging Oberpfarrer Recke auf mehrfachen Wunsch der Teilnehmer näher auf die Frage ein, ob die erste evangelische Abendmahlsfeier in beiderlei Gestalt, diese für die protestantische Sache Brandenburgs so wichtige Handlung, am 1. November 1539 in Berlin oder in Spandau stattfand, und äußerte sich darüber, in der Hauptsache mit einem früheren Vortrage**) übereinstimmend, folgendermaßen:

„Gegen die Schrift Paul Steinmüllers (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 76. 1903), der, ohne irgendwie neues entscheidendes Quellenmaterial beizubringen, entgegen dem ganz unanfechtbaren Zeugnis des Schwanebecker Hausbuchs Berlin als den Ort jener Abendmahlsfeier bestimmen zu sollen glaubt, habe ich sogleich nach Erscheinen des Buches in Wort und Schrift die Spandauer Position nachdrücklichst verteidigt. Es ist erfreulich, daß die diesbezüglichen Ausführungen (vergl. „Anzeiger“ vom 20. September 1903, „Vossische Zeitung“ vom 21. August 1903 und vom 23. Juni 1904) im „Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte“ I. 1904 S. 222 ff. volle Zustimmung gefunden haben. Der Verfasser A. Parisius, fügt hinzu: 1) Steinmüller verkennt offenbar die Bedeutung Spandaus als der alten kurfürstlichen Residenz. 2) Die Edeln des Teltow, die nach Abschluß der „Teltower Einigung“ (18. April 1539) „am 31. Oktober des benannten Jahres nach Spandau gereist sind und tags darauf — so berichtet der Augenzeuge Matthias v. Schwanebeck — in der dortigen Pfarrkirche nach dem Vorgang des Kurfürsten Joachim II. das reine Evangelium öffentlich bekannt und das heilige Sakrament unter beiderlei Gestalt von gedachtem Herrn Bischof Matthias v. Jagow empfangen haben“, hatten für sich keinen ausreichenden Grund zu einer Abendmahlsfeier in Spandau, wenn dieselbe nicht eben im Anschluß („Vorgang“ wie im Kolosserbrief 1,18 = Vortritt, Vorangang) an die des Kurfürsten selbst stattfand.

Neuerdings hat der Herausgeber des „Jahrbuchs für Brandenburgische Kirchengeschichte“, Professor D. Nikolaus Müller-Berlin, die Spandauer

*) Vgl. Fontane, Wanderungen, Teil 3, Kap. Spandau.

**) Vgl. „Anzeiger für das Havelland“ No. 267 vom 12. Nov. 1908.

Abendmahlsfeier des Kurfürsten wiederum in Zweifel gezogen (Jahrbuch IV. 1907 S. 153 ff.). Der Verfasser veröffentlicht einen Gratulationsbrief des Fürsten Georg III. von Anhalt an Joachim II. vom 15. November 1539, in welchem es heißt: „Es ist mir angezeigt, daß Euer Gnaden nicht allein das rein göttliche Wort in Ihren Landen und auch in derselben Stiftskirchen (gemeint ist die Berliner Stifts- oder Domkirche, der Dom Joachims II. auf dem Schloßplatz) zu predigen verordnet, sondern auch mit Abschaffung der eingeführten schädlichen Mißbräuche die Ordnung und Einsetzung des Herren (das heilige Abendmahl) wiederum aufgerichtet und also in Ihrem Stift, als einem rechten Gotteshaus, nun zugebracht haben und täglich zubringen“, — um daraus zu folgern: „die wiederholte Erwähnung der Berliner Stiftskirche im unmittelbaren Zusammenhang mit Joachims II. begonnener Reformation wäre nicht recht verständlich, wenn er nicht gerade hier zum erstenmal das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gefeiert hätte“. Die Folgerung ist entschieden abzuweisen. Daß in der Stiftskirche zu Kölln a. d. Spree evangelische Predigt und Abendmahlsfeier von den ersten Tagen des November an statthabte, leugnet niemand, ebensowenig den von dem Dessauer Fürsten hervorgehobenen repräsentativen Charakter dieser Kirche. Von der Abendmahlsfeier des Kurfürsten selbst hören wir indes auch an dieser Stelle kein Wort; sie erfolgte nach dem Schwanebecker Zeugnis am Allerheiligentage in Spandau nach Vereinbarung mit den zehn Edeln des Teltow, ohne viel Gepränge, in Rücksicht zugleich auf die streng katholische Gemahlin Hedwig von Polen, die „ob des geplanten Übertritts viel Kummernis und Anfechtung hatte“ und vielleicht weinend und betend auf dem Schloß zu Berlin weilte, während der Kurfürst hier am „hohen Altar“ der Nikolaikirche mit jenen Edeln des Teltow und etlichen seines Hofgesindes (die Kurfürstin-Mutter Elisabeth hatte ihren Witwensitz in Spandau noch nicht eingenommen) das heilige Abendmahl nach evangelischem Ritus feierte. Viele sahen es, niemand hat es aufgeschrieben, kein zeitgenössischer Chronist, keiner der Reformatoren, der Kurfürst selber erwähnt es nicht, man nahm es hin wie etwas Selbstverständliches, lange Vorbereitetes. Nur einer hat es notiert, der dabei war, Matthias v. Schwanebeck. Ihm folgt in der Hauptsache auch die Spandauer (handschriftliche) Kirchenchronik von D. F. Schulze (S. 680 f.) mit dem Hinzufügen: „Bei der zustande gekommenen Reformation bekannte sich auch das alt berühmte Spandauer Nonnenkloster St. Marien zur evangelisch-lutherischen Lehre, zu welcher Willigkeit wohl der ehemalige Probst desselben, der spätere Bischof von Brandenburg, Matthias v. Jagow — derselbe, der bei der Teltower Einigung von 1539 mitwirkte und dann am 1. November in Spandau dem Kurfürsten das heilige Abendmahl reichte — einen guten Grund gelegt haben mochte“.

Als allerneuester und zugleich schärfster Gegner der Spandaure Position tritt der Verein für die Geschichte Berlins auf den Plan. Es heißt in dem jüngsten Heft seiner „Schriften“ (Heft XLII. „Skizze einer Geschichte der Stadt Berlin“, dargebracht dem Internationalen Kongreß für historische Wissenschaften. Berlin 1908. S. 25 f.): „Am 1. November 1539 nahm Joachim in der Schloßkirche oder im Domstift zu Cölln aus den Händen des der evangelischen Lehre geneigten Brandenburger Bischofs das Abendmahl zuerst unter beiderlei Gestalt; am Tage darauf folgte ihm der Berliner Magistrat in der Nikolaikirche. Es war dies nur der letzte, allerdings entscheidende Schritt auf einer seit Jahren eingeschlagenen Bahn. Er machte deshalb auch herzlich wenig Eindruck, und ein ganzer Sagenkranz hat später dazu dienen müssen, den Vorgang etwas auszuschmücken. Hiervon spukt noch heute die Fabel verwirrend fort, als habe Joachim jenen Schritt in der Nikolaikirche zu Spandau, dem Witwensitz seiner Mutter, in deren Gegenwart getan. Mangelhafter geschichtlicher Sinn hat sogar durch ein Joachim-Denkmal in Spandau der unausrottbaren Fabel wieder neues Leben geben müssen“. In einer Anmerkung rechnet es sich der Verein als ein Verdienst an, „daß er seit Jahren gegen den Irrtum, als habe der Übertritt in Spandau stattgefunden mit Gründen gekämpft und dabei wenigstens so viel erreicht habe, daß er nach und nach aus den Schulbüchern zu verschwinden beginnt, in denen er bisher gewuchert“. Geht man den angeführten Gründen auf den Grund, so ergibt sich folgendes: In Heft XXXI. des Vereins bemerkt Herr Dr. jur. Friedrich Holtze in seinem Artikel, „Die Berolinensien des Peter Hafftiz“, jenes bekannten märkischen Chronisten im Ausgang des 16. Jahrhunderts, auf Seite 33f.: „Der Übertritt des Kurfürsten erfolgte entweder im Schloß oder im Dom zu Cölln (Hafftiz nennt den Tag des 1. November 1539, aber nicht den Ort); denn die Nikolaikirche zu Spandau ist wohl nur irrtümlich zu diesem Rufe gelangt. Die Kurfürstin-Witwe Elisabeth weilte damals noch nicht in Spandau (seit den urkundlichen Feststellungen Riedels vom Jahre 1862 von allen ernstern Forschern anerkannt und aufgenommen) und es fällt also die oft wiederholte Meinung, der Kurfürst habe ihr zu Ehren dort seinen Übertritt gefeiert, hinweg und ein anderer Beweggrund, Spandau zu wählen, läßt sich nicht ermitteln (?). Auch die Notiz im Hausbuche des Matthias v. Schwanebeck besagt nur (?), daß er und einige Adelige zu Spandau am 1. November 1539 von Matthias v. Jagow das Abendmahl empfangen hätten, nachdem der Kurfürst vorangegangen. Daß der Kurfürst aber vor den Toren seiner Residenz wie im Geheimen jenen wichtigen Akt vollzogen haben sollte, bedürfte, um Glauben zu finden, besserer Beweise“. Die „bessern Beweise“ liegen in der richtig verstandenen Schwanebecker Aufzeichnung, die den Hergang in schlichter Unmittelbarkeit erzählt,

selber. „In dem auf dem Geheimen Staatsarchive befindlichen, dem Magistrate zu Spandau gewidmeten Exemplar des Haftiz“, so lesen wir weiter, „wird ebenfalls nichts von jener Abendmahlsfeier in Spandau angegeben, obschon diese doch den wichtigsten Punkt in der Stadtgeschichte darstellen würde“. Haftiz wußte eben nichts Genaueres. Der Auszug aus dem Schwanebecker Hausbuch, uns durch Thomas Philipp v. d. Hagen 1767 zuerst übermittelt, war ihm selbstverständlich unbekannt. — Wenn endlich Heft XXXIX der Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins auf Seite 12 die ein volles Jahrhundert später beigefügte Notiz zu der Brandenburgischen Konsistorialordnung von 1573 mitteilt: „Anno 1539 hat Churf. Joachimus II., dessen Frau Mutter auch evangelisch worden, zum ersten mahl auff Luterisch die H. Communion gehalten, dasselb hat Matthias von Jagow, Bischof zu Brandenburg, administriert. Factum die aller Heiligen im Dohm“, so folgt die Notiz einfach der herkömmlichen Tradition, ein wirkliches Zeugnis für Berlin contra Spandau kann daraus unmöglich abgeleitet werden. Interessant ist die der Notiz beigefügte Bemerkung des Herrn Dr. jur. Friedr. Holtze: „er selber habe die weitere Unwahrheit, die katholische Kurfürstin Hedwig als Teilnehmerin am lutherischen Abendmahl auf einem der Reliefs des Denkmals erscheinen zu lassen, noch in letzter Stunde zu hintertreiben das Glück gehabt, und der Bildhauer Encke wandelte auf jenem Relief die Kurfürstin in Johann von Küstrin um, der aber bei jener Feier nicht zugegen gewesen“. Der „historische Irrtum“ des Bildhauers Professors Erdmann Encke ist allerdings unverzeihlich, in jedem Falle hat das Spandauer Denkmalskomitee, vor allem sein leitender Führer, Herr Professor Dr. Groß (vergl. des Genannten Festschrift, Spandau 1889), daran keinen Anteil. Die Berechtigung zu einer freieren Gestaltung des Reliefs, sowie des Kurfürsten-Standbildes selber steht daneben außer aller Frage.

Die gesamten Ausführungen des Vereins für die Geschichte Berlins sind wenig beweiskräftig. Wir bedauern die ungeprüfte Aufnahme derselben in die Zeitschriften, Tageszeitungen und Schulbücher (?) als „unanfechtbare Wahrheit“, wir bedauern den ernsten Forschern wie v. Ledebur, Frege, Heidemann, Parisius, Groß gemachten Vorwurf „ungeschichtlichen Sinnes“, wir bedauern vor allem den dem Spandauer Joachims-Denkmal von 1889 angetragenen Schandfleck, als habe es einer „unausrottbaren Fabel“ wieder zu neuem Leben verholfen. — Im Jahre 1904 hatte ich die Ehre, in Spandaus altehrwürdiger Nikolai-kirche vor dem Verein für die Geschichte Berlins über die Geschichte dieser Kirche, über die Abendmahlsfeier des 1. November 1539, über das Joachims-Denkmal vor dem Turmportal zu sprechen. Für die „sachlichen Ausführungen“, die ein „hervorragendes Interesse erweckt hätten“, wurde reicher Dank gespendet. Und nun? — Die demnächst

erscheinende Publikation des Herrn Geheimrats Groß wird die alte Streitfrage der Lösung näher führen, auch die demnächst im Druck erscheinende Schulze'sche Chronik wird im Anhang weitere Studien des Vortragenden über die Abendmahlsfeier des Kurfürsten bringen. Vielleicht erschließen sich, nicht sowohl aus den staatlichen, wohl aber aus den Adelsarchiven des Teltow neue, die historische Tatsache erhaltende Beurkundungen. Daß die Frage, dem „Lokalpatriotismus“ entrückt, der strengen geschichtswissenschaftlichen Forschung untersteht, ist selbstverständlich. Inzwischen behauptet unser Joachims-Denkmal seinen ihm zukommenden Ort. Alles Legendarische älterer und neuerer Chroniken ist abgetan. Wir wissen — auch hierin dem Schwanebecker Hausbuch folgend, das in diesem Punkt einen neuen Beweis seiner treuen Zeugenschaft darbietet — beispielsweise nichts von der Anwesenheit der Kurfürstinnen Elisabeth und Hedwig (das „Abendmahlsfenster“ in der Protestationskirche zu Speyer zeigt ihre Gestalten!) an jenem ewig denkwürdigen Tage der märkischen Reformation. In stolzer schlichter Schönheit grüßt uns das Denkmal mit seiner leuchtenden Widmungsschrift. Wir gedenken an die Säkularfeiern des 1. November, an die Spandauer Reformationsfeste, die von alters her für Kirche und Schule den 1. November als eigentlichen Festtag fixieren, wir gedenken des gotischen Kelches auf dem Postament Joachims II. in der Sieges-Allee zu Berlin (bekanntlich ein Abbild des Abendmahlskelches von St. Nikolai, aus welchem Joachim das heilige Abendmahl empfing), wir durchleben von neuem die Jubelfeier des 1. November 1889 mit ihrer weittragenden Bedeutung für Stadt und Land —: wir grüßen den großen „Lehrer Deutschlands“, Philipp Melanchthon, der bereits 1535 beratend in unserer Stadt weilte —: wir freuen uns unseres Joachims-Denkmals auch in dem Sinne eines historisch gesicherten Besitzes. Wenn in diesem Jahre der Hauptverein der Evangelischen Gustav Adolf-Stiftung in der Provinz Brandenburg in unsrer guten Stadt Spandau sein Jahresfest feiert: Spandaus Nikolaikirche wird ihn, wie zuvor manch andern seltenen und hohen Gast, grüßen als die Kirche, in der durch den feierlichen Übertritt des Kurfürsten von Brandenburg, Joachims II. am 1. Nov. 1539 die märkische Reformation anhub, ihren großen und reichen Segen entfaltend für alle Zeiten.“

Herr Oberpfarrer Recke bemerkte zum Schluß noch, daß sich in Bezug auf die Verlässlichkeit des Schwanebeckschen Zeugnisses beweiskräftige Urkunden in der Handschriften-Abteilung der Königl. Bibliothek in Berlin gefunden hätten, welche er binnen kurzem gelegentlich der Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins in Spandau mitteilen werde. Das Original des Schwanebeckschen Hausbuches hat sich bisher allerdings nicht auffinden lassen, vermutlich ist es von einer Nachkommnin vernichtet worden, dagegen hat sich eine

beglaubigte Abschrift des Buches im Archiv der Stadt Teltow befunden, von der wieder wortgetreue Auszüge gemacht worden sind, und eine dieser Kopien scheint v. d. Hagen 1767 für seine Mitteilung benutzt zu haben. In Betracht kommen hier namentlich die „Teltowgraphia“ des Johann Christian Jeckel, 1701 bis 1738 Pfarrer in Teltow, und „Nachrichten über die Stadt Teltow“ von Kleophas Heinrich Otto Krüger, 1747 bis 1771 Pfarrer in Giesensdorf. Beide Autoren haben das Schwanebecker Hausbuch nebst anderweitigen Familienakten, nach eigenem Zeugnis, in ausgiebigster Weise benutzt, beide Autoren berichten übereinstimmend die Spandauer Abendmahlsfeier des Kurfürsten Joachim II. und der Adeligen des Teltow am 1. Nov. 1539.)*

Zum Schluß seines Vortrages ging Oberpfarrer Recke auf das alte Spandau und seine Geschichte näher ein. Die älteste Ansiedlung lag in dem jetzigen Stadtteil Behnitz auf einer Insel und bildete lange Zeit eine eigene Dorfgemeinde, die später der Stadt einverleibt wurde. Der Name Behnitz ist slawischen Ursprungs und bedeutet nach Reckes Untersuchungen die „Sippe des Ben“ d. h. des Mordes, also „Mordsgesellschaft. Neben dem Hügel Benz lag der „Kolk“, zu deutsch „Kessel“ oder „Wasserloch“, der Abfluß des die Insel umgebenden Spektebaches in die Havel. Vor dem Kolk außerhalb der späteren Stadtmauer hatten sich wendische Fischer angesiedelt, die Kietzer, die bis 1811 auf dem Kietz wohnten und dann nach Tiefwerder versetzt wurden. Östlich vom Benz auf einer anderen Havelinsel lag die wendische Feste, die den Fluß beherrschte und die Ansiedlung schützte; an dieser führte eine alte Heerstraße von Magdeburg nach Pommern und Polen vorüber. An die Stelle der slavischen Feste trat zur Askanierzeit eine deutsche Burg, die bereits 1192 als Sitz eines markgräflichen Vogtes erwähnt wird, und später die Zitadelle der Festung Spandau. An dem die Insel Benz umziehenden Bach wurden 1232 zwei Mühlen angelegt, von denen eine bis in die neueste Zeit bestanden hat; die heutige „Flutrinne“ mit ihren altertümlichen Häusern erinnert noch daran. Der „Kolk“, dessen Fischreichtum in älter Zeit gerühmt wird, wurde nach und nach zugeschüttet, vermutlich, um das Gefälle der Flutrinne zu verstärken, und die an ihm liegende öffentliche Badestube ging ein. Inzwischen hatte sich die Ortschaft nach Westen ausgedehnt, an die Stelle des ursprünglichen Holzkirchleins war im Anfang des 13. Jahrhunderts der Steinbau von St. Nikolai getreten, und bald darauf hatte der Ort Zspandowe die Marktgerechtigkeit, dann 1232 eine Befestigung und das deutsche Stadtrecht erhalten. Außerhalb der Stadt-

*) Nach Mitteilung des Herrn Oberpfarrer Recke, dem ich für seine freundliche Unterstützung bei Durchsicht des Berichts an dieser Stelle meinen Dank ausspreche.

mauer wurden ein Hospital zum Heiligen Geist (um 1212) und eine St. Georgs-Kapelle erbaut, die beide bis zum Ende des 17. Jahrhunderts bestanden und dann aus strategischen Gründen auf Befehl des Kommandanten abgebrochen wurden. Im Jahre 1239 wurde im Westen der Stadt ein Benediktiner-Nonnenkloster erbaut, dessen Stelle vielleicht der heutige Klosterhof bezeichnet, und von den Markgrafen mit großen Liegenschaften ausgestattet. Den Jungfrauen zu Spadow gehörten nachmals die heutige Jungfernheide bis zum Wedding, die Nonnenwiesen, der jetzige Stadtteil Nonnendamm und die Dörfer Lutze (Charlottenburg) und Martinikenfelde, sowie der Hof Kasow nebst Kasemirs Wische an der Spree. Nach der Reformation wurde das Kloster aufgehoben und, da der Convent zur evangelischen Lehre übertrat, in ein Jungfrauenstift umgewandelt; die Besitzungen wurden aber zum größten Teile 1558 mit dem Schloß-Vorwerke vereinigt. Im Jahre 1626 waren die Klostergebäude so verfallen, daß sie nebst der Kirche abgetragen werden mußten.

Mit geschichtlichen Bemerkungen über Haselhorst und Hakenfelde (s. ob.) schloß Oberpfarrer Recke seinen Vortrag.

5. (4. ausserordentl.) Versammlung des XVIII. Vereinsjahres

Sonntag, den 16. Mai 1909.

Wanderfahrt nach Nauen, Ketzin und Paretz.

Die Abfahrt vom Lehrter Bahnhof erfolgte um 10,03 Uhr vormittags und die Ankunft in Nauen um 10,51 Uhr. Zunächst besichtigte man in Nauen mehrere ältere Bauwerke, u. a. ein Wohnhaus aus dem Jahre 1695 mit den damals üblichen drei Eingängen, der Haustür, der Treppentür für die Bewohner des oberen Stockwerkes und dem Torwege:

In der Eingangshalle des 1901 gegründeten Stadtmuseums hieß Herr Bürgermeister Kuhnke als Vertreter der Stadt und Vorsitzender des Museumsvereins die Gäste willkommen und der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel wies darauf hin, daß Nauen trotz seiner Doppelstellung als Landstädtchen und Vorort es verstanden habe seine Eigenart zu bewahren, indem namentlich seine Bauten sich von großstädtischem Einfluß freihalten. In Nauen gab es schon vor etwa 40 Jahren zwei kleinere Sammlungen von Sehenswürdigkeiten, die des Buchhändlers Eckler, dessen Sohn das jetzige Stadtmuseum begründet hat, und die Mayer-